

Kloster und Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

Unter den Klöstern, denen eine wahrhaft gemeinnützige, menschenfreundliche und edle Bestimmung zu Theil geworden ist, behauptet jenes auf dem großen St. Bernhard fast den ersten Rang. Wenn sich einige Mönchsorden, wie die der barmherzigen Brüder, der Heilung und Pflege der Kranken mit einer Sorgfalt und Aufopferung gewidmet haben, die aller Achtung und Anerkennung werth ist, so muß die Aufgabe des Berufes fast noch schwerer und rühmlicher seyn, sich für immer in eine rauhe unwirthbare Gegend zu verbannen, um ermatteten Wanderern Schutz, Obdach und Erquickung zu gewähren und mit unablässiger eigener Lebensgefahr, verunglückte Reisende aus Schneelawinen und Abgründen zu ziehen und sie dann durch alle nur mögliche Mittel aus dem Schlummer der Erstarrung wieder ins Daseyn zu rufen.

Zwei Dörfer St. Nemy auf der italienischen, und St. Peter auf der schweizerischen Seite, liegen an dem Abhange des, 7750 Fuß über dem Meeres-Spiegel sich erhebenden schrecklichen Berges, der die ewige Heimat des Schnees und Eises ist und bezeichnen die Punkte, wo eine sibirische Wildniß beginnt.

Gleichwohl führt eine der beiden einzigen Straßen, welche Italien mit der Schweiz verbindet, durch diese schauerliche Gegend, wo dem Menschen jede Hilfe abgeht und furchtbare Gefahren ihn bedrohen. Der Uebergang ist so gefährlich, daß schon die Alten das Bedürfniß fühlten sich unter den Schutz der Gottheit zu stellen, bevor sie die Reise unternahmen. Auf dem Gipfel des Berges war ein Tempel dem Jupiter errichtet worden und die Reisenden legten in demselben Opfergaben nieder, um sich den Gott günstig zu stimmen. Steine, Motivaltäre und Inschriften bezeugen es noch, daß das drohende Aussehen des Gebirges die Frömmigkeit der alten Heiden in einem hohen Maße erregte.

Das christliche religiöse Gefühl sollte sich, daselbst aber in edlerer Weise zeigen, obwohl vielleicht schon der Gedanke eines Hospizes in dem Bau eines Tempels und eines Wohnhauses für die Priester desselben lag, jedoch wurde er aber erst nach der Einführung des Christenthums entwickelt, und erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts hatte ein Domherr von Aosta, der heilige Bernhard von Menthon aus Savoyen den Ruhm, ihn vollständig in Ausführung zu bringen.

Dieser große Mann, dem seine apostolische glückliche Thätigkeit in den schweizerischen Gebirgen bei dem Volke Ansehen und Liebe erworben hatte, stiftete nämlich im Jahre 962 eine Bruderschaft von Mönchen der regulirten Augustiner, deren Heimat der gefährliche Berg seyn, und die ihr Leben ausschließlich dem Beistande der Reisenden und der Rettung derselben aus der Kälte, den Stürmen und den Lawinen widmen sollten, und stand dieser gemeinnützigen Gesellschaft bis zu seinem, im Jahre 1008 erfolgten Tode als Abt vor.

Da die Urkunden, welche über die Entstehung des Klosters, so wie über die frühesten Geschichte desselben vorhanden waren, durch Feuerbrünste vernichtet worden sind, so lassen sich über alle, auf die ersten Jahrhunderte seines Bestehens bezüglichen Ereignisse nur Vermuthungen aufstellen. Der Ruhm seiner wohlthätigen Wirksamkeit hatte sich indessen bald so allgemein verbreitet, daß ihm aus den fernsten Gegenden Schenkungen und Vermächtnisse zufließen und es bis zum Jahre 1460 nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Neapel, Sicilien, Frankreich, den Niederlanden und England beträchtliche Besitzungen erwarb. Diese verlor es aber wieder, zum Theil durch die Folgen der Reformation, und nachdem es sogar im Jahre 1752, die in den Staaten des Königs von Sardinien befindlichen Güter durch einen Ausspruch des Papstes eingebüßt hatte, so blieb sein Besitz nur noch auf wenige in Wallis und im Kanton Bern gelegene Grundstücke beschränkt. Auch ist es jetzt nach Verhältniß so mittellos, daß die beträchtlichen Ausgaben desselben ohne die ihm von der Schweiz zufließenden Spenden der Mildthätigkeit nicht gedeckt werden können.

Das Kloster liegt an der östlichen Seite des sich von Nordost nach Südwest ziehenden Felsenthals, dicht an einem kleinen See. Das Hauptgebäude, welches außer der Kirche und den Wohnungen der Mönche noch eine große Anzahl wohleingerichteter und mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehenen Zimmer enthält, ist durch die Straße von einem kleinen Gebäude getrennt, das ausschließlich den Pilgern und Frauen gewidmet ist. Man zählt in beiden über 120 Betten, und bei außerordentlichen Gelegenheiten, besonders auch bei dem Feste des heiligen Augustinus, wo aus allen Gegenden der Schweiz und Savoyens Pilger herzufließen, und oft 4—5000 beherbergt werden müssen, wird das ganze Hospizium in ein großes Schlafbehältniß umgestaltet.

Der Aufenthalt der Mönche ist an diesem Orte äußerst mühevoll und beschwerlich. Ihre Augen sehen immer nur eine weite, öde Natur, so wie die menschliche Noth und menschliches Elend. Niemals erfreuen sie sich jener süßen Augenblicke, welche ein schöner Himmel, eine laue Luft, eine lachende Gegend, oder die Kunst und der Gewerbleiß des Menschen geben; niemals genießen sie die Freuden des Lebens; niemals Ruhe und Frieden.

Acht bis neun Monate herrscht hier eine ununterbrochene strenge Winterkälte, die oft auf 20—22° Réaumur steigt. Selbst in den heißesten Sommermonaten friert es noch täglich und der Schnee kommt vor dem Kloster niemals zum Schmelzen. Im Laufe des ganzen Jahres sind hier nicht vierzehn helle Tage zu finden, während der Horizont in der übrigen Zeit von dichten Schneewolken eingehüllt ist. Die Anzahl der Mönche beträgt zwischen 20—30, wovon sich jedoch nur etwa die Hälfte in diesem Kloster aufhält, während die übrigen sich nach verschiedenen Richtungen hinauswagen in die Stürme und Nebel, um den in Gefahr gerathenen Wanderern Beistand zu leisten, die Verunglückten ohne Rücksicht auf Stand und Glauben zu retten, zu versorgen, und bis zu ihrer gänzlichen Herstellung im Kloster zu behalten.

Selten sieht man auf dem Haupte der Mönche des heiligen Bernhard weißes Haar, und nur eine kräftige Jugend kann dem Aufenthalte in dem Hospize widerstehen. Ihre Gesundheit wird bald zerrüttet und ein frühzeitiges Alter nöthigt sie, ihren schönen Beruf aufzugeben. Indessen finden aber auch die schwach gewordenen Mönche keine Ruhe, wenn sie aus der frühern Thätigkeit zurücktreten müssen, und sie verrichten anfangs einen nicht ganz so gefährlichen und beschwerlichen Dienst auf weniger hochgelegenen

Posten des Berges, dann durchziehen sie Almosen sammelnd, die Städte und Dörfer Italiens und der Schweiz, da das Hospiz, welches sonst reich war, jetzt nur noch geringes Einkommen besitzt.

Diese Mönche vom St. Bernhardsberge, Maronniers genannt, haben als Begleiter bei ihren heldenmüthigen Arbeiten starke Gehilfen, die sich ihnen mit bewunderungswürdiger Klugheit anschließen und ihren ehrenvollen Ruhm theilen, nämlich die sogenannten Hunde vom St. Bernhard. Die Hunde dieser edlen Race, Marons genannt, die man nur auf den Alpenketten von Wallis in der Schneegegend findet, sind außerordentlich groß und an den vollkommen proportionirten kräftigen Gliedern mit langem rauhem Haar bedeckt; ihre breiten Pfoten scheinen absichtlich so geformt zu seyn, damit sie nicht in den Schnee einsinken; ihr Gesicht sieht wild aus, und ihre Haltung ist imposant; ihr ganzes Wesen zeigt von Kraft, und wenn man ihnen in den eisigen Einöden des Berges begegnet, scheinen sie vollkommen zu dem großartigen Aussehen des Ortes zu passen. Aber die Klugheit dieser herrlichen Thiere übertrifft noch die Kraft und Schönheit ihres Körpers.

Man glaubt es kaum, mit welchem staunenswürdigen Scharfsinn sie den Auftrag begreifen, den man ihnen gibt, mit welchem Eifer sie die Mönche unterstützen, und mit welchem tiefen Mitgeföhle sie den Edelmutb derselben theilen; ja sie sind menschenfreundlich wie die Mönche. Gleich in den ersten Tagesstunden, nachdem man sie mit einem Korbe versehen hat, in welchem sich Brod und Wein befindet, verlassen sie das Hospiz und gehen auf dem Berge umher, um zu sehen ob sich in der Nacht unglückliche Reisende verirrt haben. Sie spannen alle ihre Sinne an, das Gesicht, das Gehör, den Geruch, und wenn sie auf der weißen Schneedecke irgend eine andere Farbe oder eine Bewegung entdecken, laufen sie sogleich dahin; wenn sich ein klagender Ton in der Ferne hören läßt, antwortet sofort ihre Stimme, um die nahe Befreiung zu verkündigen, und eilen in der Richtung des Tones hin; sie halten die Nase hoch und wittern jeden Geruch, den ihnen der Wind zuführt, und sobald ihnen etwas auffällt, werden sie eifrig, wie der bestabgerichtete Jagdhund. Haben sie auf diese Art etwas entdeckt, so bemühen sie sich mit wahrhaft leidenschaftlicher Thätigkeit und rührender Sorgfalt, dem Opfer der Kälte und der Lawinen beizustehen. Sie bahnen sich einen Weg durch den Schnee zu ihm, lecken ihm das Gesicht und die erstarrten Hände, wärmen den Unglücklichen, nachdem sie sich an ihn anschmiegen, und halten ihm den Korb hin, in welchem sich Lebensmittel befinden; sie suchen ihn emporzuziehen und ihm so beim Aufstehen behilflich zu seyn, und bemühen sich ihn in das Hospiz zu ziehen. Sind ihre Versuche unzureichend, so stoßen sie ein langgedehntes Geheul aus, um die Mönche herbeizurufen, und wenn keine Hilfe kommt, wenn sie vergeblich Alles was sie vermögen, für ihren Schügling gethan haben, dann laufen sie so schnell als möglich auf den Gipfel des Berges hinauf, und kommen bald mit einigen Mönchen zurück.

In Lawinen- und Sturmtagen verdoppelt sich die Wachsamkeit und Thätigkeit im Hospiz. Die sämmtlichen Mönche verlassen das Kloster, die Hunde gehen voraus, da nur sie die Wege in dem Nebel und Schneegestöber zu finden vermögen, und die Mönche, die das menschliche Urtheil dem thierischen Instinkte unterwerfen, folgen ihren Führern blindlings, denn sie wissen, daß sie dahin geleitet werden, wo die Wege am mindesten gefährlich sind, und wo Reisende zu retten seyn werden.

Der unermüdblichen Thätigkeit der Mönche ungeachtet, werden doch in jedem Jahre Wanderer gefunden, die von eingestürzten Schneemassen verschüttet, oder von Ermatzung überwältigt, ein Opfer der Kälte geworden sind. Diese werden nun in Leichentücher gehüllt und in einer, an der östlichen Seite des Klosters befindlichen Kapelle neben einander beigelegt. Hier erhalten sich die Gesichtszüge der Verstorbenen durch die feine scharfe Luft mehrere Jahre lang unverändert, und die Körper schrumpfen darin ein und vertrocknen wie Mumien *).

Von den vielen Beispielen, welche von geretteten Personen durch diese edlen Thiere erzählt werden, möge hier Folgendes dienen.

Einer der Hunde vom St. Bernhard traf, als er die Rinde machte, auf einen etwa sechs Jahre alten Knaben, dessen Mutter in einen Abgrund gestürzt und nicht zu finden war. Das arme Kind lag, von Hunger, Schmerz und Anstrengung erschöpft, durch die Kälte erstarrt, im Schnee und winselte kläglich. Der Hund lief hinzu, und machte die Lebensmittel bemerklich, die er im Korbe an seinem Halse trug. Das Kind fürchtete sich aber vor dem großen zottigen Hunde und suchte sich zu verstecken. Da hob der Hund, um dem Knaben Muth zu machen, sanft die eine Pfote, legte sie ihm noch sanfter auf das Bein und leckte ihm die erstarrten Glieder. Der Knabe suchte sich aufzurichten, aber seine Arme und Beine, sein ganzer Körper war so erstarrt und steif, daß er nicht gehen konnte. Das gute Thier drängte sich mitleidig dicht an den Knaben, und gab ihm zu verstehen, daß er auf ihm reiten möchte. Der Knabe setzte sich wirklich, so gut es gehen wollte auf, oder legte sich vielmehr fest auf den Hund, und dieser trug ihn so vorsichtig bis in das Hospiz, wo man sogleich alle Mittel anwendete, um das Kind zu erwärmen und von dem Tode zu retten.

Diese merkwürdigen Thiere sind aber auch die treuesten Wächter und Beschützer des Hospizes — und es wird erzählt, daß einst eine Räuberbande, die sich anfangs für Reisende ausgebend im Hospize gastfreundlich aufgenommen und bewirthet wurde, nach Erklärung ihrer Absicht, die Kirche und ihre Schätze zu berauben, auf ein Zeichen der Mönche von den Hunden angegriffen und theils in die Flucht gejagt, theils zerrissen worden sey.

In geschichtlicher Beziehung ist der große St. Bernhard schon seit Jahrtausenden berühmt. Zwar ist es unerwiesen, daß er, wie öfters behauptet worden ist, von Hannibals Heer überschritten worden sey, nachdem jener Feldherr wahrscheinlich die Eottischen und nicht die penninischen Alpen überstiegen hat; aber schon zu Cäsars Zeit war er gangbar gemacht, und unter der Regierung des Augustus, der nach Bezwingung der Salassier am Fuße jenes Berges die Colonia praetoria Augusta anlegen ließ, wurden die Pässe des großen und des kleinen St. Bernhard schon häufig benützt.

Auf der Höhe des Ersteren war ein Tempel errichtet, in welchem sich eine Bildsäule, des von den Eingebornen Peninus benannten Gottes befand. Dieser Name war von Penn, Pinn, das Höchste, die Spitze entstanden, weshalb auch diese Alpen

*) In dieser Kapelle ist auch die Leiche, des in der Schlacht von Marengo gebliebenen Generals Desaix aufbewahrt, und ihm von Napoleon im Jahre 1805 hier ein Denkmal von weißem Marmor errichtet worden.

den Namen die penninischen, die höchsten, erhielten. Später wurde jene Gottheit der dortigen Landesbewohner in den Jupiter Peninus verwandelt, und der St. Bernhard dieserwegen auch Mons Jovis, später Mont Joux genannt, — ein Name, mit dem er bis zum neunten und in Urkunden bis zum fünfzehnten Jahrhunderte bezeichnet worden ist. Die Italiener nennen ihn noch jetzt Monte Joa, und der Platz wo auf der westlichen Seite des Berges jener uralte Tempel stand, heißt noch immer Plan de Jupiter. Da den Römern das Wort Peninus unbekannt war, so veränderten sie es in Poeninus (punisch), nachdem sie vermutheten, daß das Bild von den Karthaginensern bei ihrem Alpenübergange zu Ehren irgend eines Gottes derselben aufgestellt worden sey. Einige Historiker behaupten, daß dieses bereits von Constantin dem Jüngern im Jahre 339 entfernt und an dessen Stelle eine noch jetzt im Dorfe St. Pierre befindliche Meilensäule gesetzt worden sey. Andere sind der Meinung, daß Tempel und Bildsäule erst vom heil. Bernhard, dem Stifter des Hospizes auf diesem Berge zerstört worden seyen. In den Ruinen des Tempels hat man eine große Anzahl kupferner Wotivtafeln entdeckt, welche die Inschrift: Jovi Poenino, Paoenino oder Poeno haben, — ein Beweis, daß die Reise über jenen Berg auch damals für höchst gefährlich gehalten worden ist.

An der über den St. Bernhard führenden Straße sind mehr als 800 Doubletten ehener, silberner und goldener Münzen aus der Regierungszeit aller römischen Kaiser gefunden worden. Die meisten dieser Alterthümer sind nach Turin gebracht worden, viele derselben besitzt aber noch das Hospizium.

Zeit Augustus Zeit ging die große Heerstraße der nach Helvetien, Gallien und Germanien bestimmten Legionen über den großen St. Bernhard. Ein Heer Longobarden überschritt ihn im Jahre 547. Karl der Große führte in den Jahren 773 und 774 seine, zur Bekriegung des Königs Desiderius versammelten Heere über diesen Berg, und am Ende des neunten Jahrhunderts streiften muselmännische Korsaren durch Piemont, drangen über den großen St. Bernhard und bemächtigten sich der Stadt St. Maurice. In den Jahren 1798—1801 hat er mehr als 200,000 Franzosen zum Alpenübergange gedient. Eine Abtheilung französischer Krieger hielt das Kloster eine lange Zeit besetzt und vom 15 bis 21. Mai 1800 bewirkte der erste Konsul Buonaparte mit einer Armee von 30,000 Mann nebst Reiterei und Geschütz seinen siegreichen Uebergang nach Italien. Die Soldaten waren auf mehrere Tage lang mit Zwieback versehen worden und erhielten bei der Ankunft am Hospiz zur Erquickung etwas Wein. Jedes Kanonenrohr wurde vom Dorfe St. Pierre durch 64 Personen emporgezogen und somit, den Verlust einiger in Abgründe gestürzter Pferde abgerechnet, die früher für unmöglich gehaltene Unternehmung glücklich vollbracht. Zum Andenken an diesen Uebergang ließ Napoleon eine schwarze Marmortafel anfertigen, die noch gegenwärtig zu den Merkwürdigkeiten des Klosters gezählt wird.

